

23. Internationaler Kongress Renovabis 2019

„Kirche in der Großstadt. Herausforderungen für die Pastoral in Ost und West“

(München, Hochschule für Philosophie, 11./12. September 2019)



Bischof Dr. Tomáš Holub, Pilsen/Plzeň

Einheit in der Verschiedenheit – Herausforderungen für die Pastoral in tschechischen Großstädten

Ein herzliches Dankeschön für die Einladung zu diesem Kongress! Es ist eine große Ehre für mich, nach Kardinal Cupich sprechen zu dürfen. Sicher ist es schwierig, Pilsen mit Chicago zu vergleichen, denn Chicago hat, wenn ich richtig informiert bin, 2,7 Millionen Einwohner, Pilsen lediglich 180.000. Dennoch werde ich versuchen, von einigen konkreten Fragen auszugehen.

Anmerkungen zur pastoralen Situation in Tschechien

Ich möchte zu Beginn ein Bild erwähnen, das im Eingangsbereich meiner Wohnung hängt. Es gab eine große Diskussion mit der Kurie, ob es wirklich dort hängen darf oder nicht. Das Bild zeigt die heutige Stadt Betlehem und die Menschen, die in ihr leben – das ist die Realität, mit der wir es zu tun haben. Meiner Meinung nach sind Evangelisierung und Pastoralarbeit und die Realisierung der Verbindung zwischen diesen beiden Bereichen gerade in einer Großstadt die Aufgabe der Kirche. Wir sprechen hier in der Tat von zwei Realitäten in der heutigen Zeit, die sehr unterschiedlich sind und auf den ersten Blick nicht zueinander passen. Doch all das vertreten wir mit unserer Tradition. Beispielsweise geht es bei unserer Zusammenarbeit mit Renovabis natürlich auch um Geld, doch das ist nun einmal die Wirklichkeit, der wir uns stellen müssen, wenn wir die Herausforderungen für die Pastoral realistisch betrachten wollen.

Die Ausgangspunkte wurden bereits mehrfach erwähnt, und auch Kardinal Cupich hat hierüber im Zusammenhang mit seiner Familie gesprochen. Der zentrale Punkt in der Realität von heute ist, dass wir vor allem in der Großstadt-Mission oder -Pastoral wahrnehmen müssen, dass das, was für uns über Jahrhunderte hinweg selbstverständlich war, jetzt verloren geht. Zu nennen sei hier beispielsweise der Verlust des Automatismus, dass Eltern bereit und vor allem befähigt sind, den Glauben an ihre Kinder zu übermitteln. Wenn ich heute in Pilsen in der Praxis der Pfarrei vergleiche, wie viele Eltern sich aktiv als Christen ins Gemeindeleben einbringen und wie viele Kinder dann später bereit sind, dem Weg der Eltern zu folgen, dann ist das überhaupt keine Selbstverständlichkeit mehr, von der man ausgehen kann. Dieses Beispiel zeigt aber auch den großen Unterschied im Vergleich zum ländlichen Umfeld, wo man immer noch damit rechnet, dass diese Weitergabe des Glaubens über Generationen hinweg funktioniert. Doch in der Stadt klappt dies normalerweise nicht mehr automatisch.

Auswirkungen des Land-Stadt-Gefälles

Ausgehend von meinen Erfahrungen in der Tschechischen Republik ist die Priesterausbildung an den Universitäten ein zweiter wichtiger, aber auch schwieriger Aspekt der Glaubensweitergabe, den man sehr ernst nehmen sollte. Hier geht man leider immer noch vom Grundmodell der klassischen Pfarrei und der Glaubensweitergabe nach der Logik des ländlichen Raums aus. Somit vergrößert sich auch die Kluft zwischen der Arbeit vieler kirchlich engagierter Menschen, die sich eine Stärkung der kategorialen Pastoralarbeit wünschen – gerade diese ist in der Stadt so wichtig –, und dem Selbstverständnis der Priester. Diese zwei Ausgangspunkte sind meiner Meinung nach sehr wichtig.

In den größeren Städten haben wir ein vergleichsweise großes Angebot der Kirche in allen Bereichen vor aller Augen, *doch es erreicht die Mehrheit der Menschen nicht*. Wir haben somit eine Situation, in der viele Menschen große Möglichkeiten sehen und in der fast alles möglich ist, aber, wie bereits Erzbischof Koch sagte, eben nicht für jeden. Dies wirkt sich natürlich auch auf die Kosten-Nutzen-Rechnung dieser Angebote aus. All dies beeinflusst die Realität der Pastoralarbeit in den Städten enorm, zumal es eine große Spannung gibt zwischen dem Beginn der Verkündigung Jesu als Person und der Struktur der Kirche.

Wie bereits erwähnt ist die Situation in meiner Diözese und auch in Prag, wo ich lange Zeit gearbeitet und gelebt habe, eine andere als in Chicago oder Berlin, da wir in Tschechien viel weniger Ressourcen haben. Und hiermit meine ich nicht so sehr das Geld, sondern Humanressourcen, also Menschen, die bereit sind, wirklich etwas zu tun, und die die Rahmenbedingungen verstehen. Hierbei ist es ganz wichtig, nicht das zu wählen, was in der Struktur Priorität hat, sondern was in der jeweiligen Situation erforderlich ist, die meiner Meinung nach wirklich mit dem Wirken des Heiligen Geistes verbunden ist. Mit dem Setzen von Prioritäten soll also nicht einfach die gesamte Struktur irgendwie zusammengehalten werden. Vielmehr sollten wir die Möglichkeiten, die sich uns anbieten, ernst nehmen und nutzen, um dann in diesen Bereichen, die vielleicht nicht ganz organisch zueinander gehören, tätig werden. Dazu gehört auch die Bereitschaft, den Menschen zuzuhören, was gleichzeitig auch ein fundamentaler Teil des Synodalen Wegs ist, wie er jetzt in Deutschland begonnen hat. Erst danach sollte die Suche nach Prioritäten beginnen.

Wir sollten also zunächst unsere Möglichkeiten und im Anschluss daran die Bedürfnisse der Menschen prüfen, statt von der Struktur der Kirche und den theologischen Notwendigkeiten her zu denken. Diese Struktur ist nämlich viel umfangreicher und breiter angelegt als das, was wir fähig sind, in der Praxis zu leisten.

Pastorale Situation in der Stadt als Chance begreifen

Für mich ist aber auch ein dritter Punkt noch sehr wichtig: Es geht darum, die vielfältigen Möglichkeiten von Pastoralarbeit in der Stadt wirklich ernst zu nehmen, auch im Sinne von „Inselchen“ der positiven Reaktion, egal von welcher Seite sie kommen. Das von Erzbischof Koch erwähnte Singen im Stadion von Berlin ist ein Beispiel für solch ein „Inselchen“, obwohl die Kirche hier nicht Hauptakteur war, sondern mitgemacht hat, weil es einfach etwas Gutes war. Ja, wir wollen durchaus bei etwas Gutem präsent sein, vorausgesetzt, man lädt uns dazu ein. Wichtig ist meines Erachtens also die Bereitschaft, dort zu sein, wo das Gute geschieht, egal, wo es begonnen wurde oder wer es initiiert hat, denn wir haben das Gute nicht alleine für uns gepachtet. In der Praxis ist dies aber manchmal sehr schwer zu verstehen.

Zwei Voraussetzungen machen meiner Meinung nach diesen Weg tatsächlich möglich:

- Erstens die *Phantasie*. Mehrmals wurde hier bereits gesagt, dass die Wege und Möglichkeiten, an die wir gewöhnt waren, manchmal nicht funktionieren. Es braucht neue Phantasie und Versuche, wirklich anders zu denken und andere Möglichkeiten zu finden, als man sie strukturell gelernt hat.
- Zweitens sollte *Sozialarbeit mit Frömmigkeit* verbunden sein, was aber in der Praxis nicht immer der Fall ist, wie es bereits Frau Csiszar erwähnte. Das heißt, wenn wir uns erlauben, Phantasie zu haben, so müssen wir auch persönlich in Christus verankert sein, denn Phantasie ohne Bodenhaftung ist eine Katastrophe für das Glaubensleben. Es geht also auch darum, dass wir konkret Menschen haben, die wirklich persönlich im Glauben leben und nicht nur im Namen der Kirche tätig sind, ganz im Sinne einer fundamentalen Position des Lebens.

Meiner Meinung nach fehlt uns als Kirche die Verbindung dieser zwei wichtigen Voraussetzungen: Menschen, die Phantasie haben und gleichzeitig im Glauben verankert sind. *Leider gilt hier manchmal das Entweder-oder, schlimmstenfalls ist nichts von beidem vorhanden.* Der Glaube an die Wirkung, die nicht von uns kommt, sondern vom Heiligen Geist, in dessen Dienst wir stehen, ist eine Grundvoraussetzung, die jedoch nicht automatisch geschieht. Hier gilt, dass wir als Diener zwar das getan haben, was wir konnten, es aber nicht ausreichend war.

Zum Schluss möchte ich auf das Bild im Eingangsbereich meiner Wohnung zurückkommen. Immer wenn ich sie betrete, sagt es mir beim Betrachten, dass ich überlegen muss, was es konkret heißt, diese Verbindung neu zu realisieren – mit Phantasie, aber auch im Glauben an das Wirken des Heiligen Geistes. Vielen Dank!